

Zeitschrift: Ethnologica Helvetica
Herausgeber: Schweizerische Ethnologische Gesellschaft
Band: 6 (1982)

Artikel: Abwanderung in die Städte : der widersprüchliche Umgang mit kolonialen Ausbeutungsstrategien : der Itamul in Papua Neuguinea
Autor: Weiss, Florence
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1007714>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ABWANDERUNG IN DIE STAEDTE
DER WIDERSPRUECHLICHE UMGANG MIT KOLONIALEN
AUSBEUTUNGSSTRATEGIEN:
DIE IATMUL IN PAPUA NEUGUINEA

Florence Weiss

Bemerkungen zum Voraus

Die Abwanderung der Iatmul in die Städte Papua Neuguineas ist mir Anlass geworden, die eigenen unbewussten Einstellungen, die zu einer einseitigen Beurteilung ihrer kolonialen Unterwerfung geführt haben, zu entdecken. Ich erkannte, dass ich meine Partner, die Iatmul, unterschätze, dass ich, von eigenen Erfahrungen ausgehend, Projektionen vornahm. Ich entdeckte meinen eigenen Rassismus.

Der Rassismus ist kein moralisches Problem. Er ist auch keine Frage der Epoche. Wurde früher in ethnologischen Abhandlungen über den Entwicklungsstand, das heisst über den Grad der Minderwertigkeit der verschiedenen Völker mit Offenheit und Ueberzeugung und mit entsprechendem Vokabular geschrieben, geschieht dies heute versteckt. Im Grunde hat sich nichts geändert. Ausgewechselt wurden nur die Gewänder, in die wir Ueberlegenheit und Unterlegenheit verschiedener Gruppen hüllen. Es fällt nicht einfach, sich selbst und die andern ernst zu nehmen. Weil uns dies so schwer fällt, sind wir nicht verabscheuungswürdig und böse, das wäre zu einfach. Ich glaube nur, wir können vorerst nicht anders als rassistisch sein. Das hängt damit zusammen, dass wir in einer Gesellschaft grossgeworden sind, in der soziale Klassen und Gruppen mit bewunderndem Hass und Lust dazuzugehören zu anderen hinaufschauen und zugleich mit Ekel und Mitleid, aber Zufriedenheit, auf andere hin-

unterblicken. Was wir mit Völkern der Dritten Welt in Form des Rassismus tun, ist kein Sonderfall, das geschieht hier täglich, quasi unter uns, dazu brauchen wir nicht einmal ausländische Arbeitskräfte. Was sollen wir uns dafür schämen; das bedeutet nur eine weitere Vernebelung. Stellen wir Scham und Empörung beiseite und beleuchten wir die Verhältnisse, wie sie nun einmal sind, mit grellem Licht, um sie von möglichst vielen Seiten her zu betrachten.

Zuerst richte ich meinen Blick auf die koloniale Unterwerfung Papua Neuguineas und lege dann meine persönlichen Erfahrungen und meinen Umgang mit der Kolonialgeschichte meiner Partner dar. Die Entdeckung meiner Unterschätzung, das heisst meines Rassismus, führt mich schliesslich zu neuen Fragestellungen und theoretischen Ansätzen.

Ein Blick auf die koloniale Unterwerfung und deren Folgen

Die Karten sind verteilt, die Spielregeln bekannt: Menschen verlassen ihre Heimat, um ihre Arbeitskraft dort zu verkaufen, wo sie gebraucht wird, wo investiertes Kapital Arbeitsplätze für sie bereithält. Das Phänomen ist international, gilt für 15 Millionen Arbeiterinnen und Arbeiter in Europa und auch für das Volk der Iatmul in Papua Neuguinea. Die Abwanderung der Iatmul in die Städte ist eine Folge ihrer kolonialen Unterwerfung.

Am Ende des 19. Jahrhunderts wurde Neuguinea von den Deutschen und Engländern besetzt. Getrieben von den Gesetzmässigkeiten des expandierenden Kapitalismus, erklärten die Deutschen 1884 den nordöstlichen Teil der Insel zu ihrem Besitz. An den Küsten wurden Kokosnussplantagen angelegt, um die geweckten europäischen Bedürfnisse nach Seife, Oelen und Fetten sättigen zu können. Aus Neuguinea wurde eine typische Plantagenkolonie.

Die Engländer, welche den südlichen Teil beschlagnahmten, verfolgten weniger wirtschaftliche als politische Ziele: sie wollten den Dynamismus der Deutschen in Schranken halten und ein weiteres Vordringen verhindern. Beide Besatzungsmächte konzentrierten ihre Aktivitäten vorerst auf die Küstengebiete. Noch in der Zeit nach dem 2. Weltkrieg waren weite Teile des Landesinnern unbekannt. Das lag an der schwer zugänglichen Landschaft, aber auch am Desinteresse der Kolonialmacht. Die Australier, seit 1906 Verwalter des britischen und seit 1914 auch des ehemals deutschen Teils, verfügten in eigenem Land über genügend Ressourcen, als dass sie auf die volle ökonomische Nutzung Papua Neuguineas angewiesen wären. Was sie in Neuguinea dennoch brauchten, waren Arbeitskräfte für die Plantagen. Dorfbewohner wurden zur mehrjährigen Arbeit auf den Plantagen verpflichtet. Sie erhielten ebensoviel Lohn, wie sie zur Erhaltung ihrer Arbeitskraft und zur Bezahlung der Kopfsteuern benötigten. Dank der ursprünglichen Selbstversorgungswirtschaft konnten sich ihre Familien im Dorf selbständig ernähren. Die Dorfgemeinschaft sicherte zugleich auch die Reproduktion weiterer Arbeitskräfte. Um diese günstigen Verhältnisse nicht zu zerstören, hielten die Australier Eingriffe in die traditionellen Landrechte in engen Grenzen: die Landnahme durch Weisse, wurde streng kontrolliert, die Arbeiter waren verpflichtet nach Beendigung ihres Vertrages in die Dörfer zurückzukehren. Dem Arbeitskräftemangel wurde durch eine stete Ausdehnung der Rekrutierungsgebiete begegnet; das Landesinnere wurde erforscht.

Bis heute gibt es in Papua Neuguinea keine Verelendung der ländlichen Bevölkerung und es besteht eine politische und wirtschaftliche Stabilität. Diese besondere Stellung Papua Neuguineas ist Folge seiner späten Kolonisierung und der spezifischen Interessen seiner kolonialen Machthaber, vor allem der Australier¹.

1 Bezeichnend für die Situation Papua Neuguineas ist der Inhalt und Titel des folgenden Artikels: "Papua-Neuguinea. Wunder im Kreislauf des Elends?" (Fenner und Dürste 1981).

1975 ist Papua Neuguinea formell unabhängig geworden. In der Tat ist es weiterhin in hohem Masse von Australien abhängig². Eine Politik und Wirtschaft, welche von dieser Aussenabhängigkeit wegführen würde, zeichnet sich nicht ab, im Gegenteil. Obwohl die Folgen des Kolonialismus und Neokolonialismus heute noch keine verheerenden Formen angenommen haben, unterscheiden sich die Prognosen für die Zukunft nicht von anderen Ländern der Dritten Welt. In einer 1979 erschienenen Arbeit, die erste, welche die gesamte politische und ökonomische Entwicklung des Landes in einen umfassenden Kontext mit seiner Kolonialgeschichte setzt, kommen die drei Autoren zum Schluss: in Folge einer Kolonialpolitik, die von der Regierung des unabhängigen Staates fortgesetzt wird, stehen der ehemals autarken Bevölkerung Hungersnöte und Arbeitslosigkeit bevor, und aus den einst egalitären Gesellschaften wird sich eine Gesellschaft mit Klassengegensätzen entwickeln (Amarshi, Good, Mortimer 1979).

Es ist kein Zufall, dass in den letzten Jahren die Migration ins Zentrum wissenschaftlicher und politischer Bemühungen gerückt ist. Allzu viele, vor allem junge Leute, verlassen ihre Dörfer, um in den Städten zu leben. Sie leben dort ohne zu hungern, aber auch oft ohne zu arbeiten. Der Alkoholkonsum steigt, und randallierende Jugendliche, welche Port Moresby, die Hauptstadt, zu ihrem Tummelplatz gemacht haben, organisieren sich in Schlägerbanden. Aus Angst vor ihren Ausschreitungen fahren die öffentlichen Busse nur bis zum Anbruch der Dunkelheit, und nachts wagt kein Fussgänger einen Spaziergang. Die weissen und schwarzen Beamten und Geschäftsleute leben hinter vergitterten Fenstern und Türen.

Die Iatmul leben im Nordosten Papua Neuguineas an den Ufern des Sepik-Flusses. Bereits am Ende des letzten Jahrhunderts fuhren die Deutschen zu Erkundungszwecken zum ersten Mal den Sepik hinauf.

2 So werden beispielsweise die Ausgaben des Staates Papua Neuguineas weiterhin rund zur Hälfte durch Zuschüsse der australischen Regierung gedeckt.

Kurze Zeit später begannen sie auch unter den Iatmul billige Arbeitskräfte für ihre Plantagen zu suchen. Dabei wendeten sie brachiale Gewalt an oder versuchten es mit Verführung, verteilten Metalläxte und -Messer an die Väter der jungen Männer, die entführt werden sollten. Die Einführung einer allgemeinen Kopfsteuer in den 30er Jahren hatte zwangsläufig zur Folge, dass Männer auf Plantagen und in den kolonialen Küstenstädten Arbeit suchen mussten, um Geld für ihre Familien und Verwandten zu verdienen.

Heute leben rund 50% der Iatmul-Bevölkerung ausserhalb ihrer Dörfer in städtischen Siedlungen. Dies ist im Vergleich zu anderen Gruppen der East Sepik Province ein hoher Prozentsatz, der damit im Zusammenhang gebracht wird, dass die Iatmul wegen der jährlichen Ueberschwemmungen weder Kaffee noch Kakao anpflanzen können, es ausser einem gelegentlichen Verkauf von Kunstobjekten keine Möglichkeit gibt, Geld zu verdienen. Dieser ökonomische Gesichtspunkt allein reicht nicht aus: um die hohe Zahl der Abgewanderten zu erklären, sind weitere Ueberlegungen nötig. Die besondere Stellung der Iatmul ist auch daraus ersichtlich, dass bis heute nur gegen 5% der Gesamtbevölkerung in Städten lebt.

Meine Arbeit, meine Erfahrungen und Entdeckungen

Während meines ersten Aufenthaltes in Papua Neuguinea habe ich in Palimbei, einem Dorf der Iatmul gelebt³. Mit den Auswirkungen des Kolonialismus habe ich mich nur insoweit beschäftigt, als sie im Kontakt mit der Bevölkerung direkt fassbar, und für mein Thema relevant waren. Meine Aufmerksamkeit war auf das Leben im Dorf gerichtet,

3 Mein anderthalbjähriger Forschungsaufenthalt am Sepik fand im Rahmen einer Untersuchung des Ethnologischen Seminars der Universität Basel statt. Sie wurde von Prof. Dr. Meinhard Schuster geleitet, und vom Schweizerischen Nationalfonds in grosszügiger Weise mitfinanziert.

vor allem auf den Alltag der Kinder⁴. Ich war von der Andersartigkeit der Iatmul-Gesellschaft eingenommen: dem egalitären sozialen System, der Oekonomie von Fischern und Sammlern, den eindrücklichen Ritualen. Erst nachdem ich mich mit dieser, mir anhin unbekannten sozialen Realität intensiv auseinandergesetzt hatte, konnte ich meine Unwissenheit über die Lebensbedingungen der Palimbei, die in Städte migriert sind, als einen Mangel erleben, erwachte meine Neugierde mehr darüber zu erfahren. Ich hatte Bilder über die städtischen Siedlungen der Palimbei gesehen. Die zusammengeflückten Häuser erweckten in mir Vorstellungen von Slum, Elend und Not. Ich zögerte, ich konnte mir nicht vorstellen, ob ich mich in diesen Verhältnissen wohlfühlen und eine längere Untersuchung durchführen kann. Um mir selbst ein Bild zu verschaffen fuhr ich im Frühling 1980 nach Rabaul auf der Insel Neubritannien. Rund die Hälfte der abgewanderten Palimbei leben hier am Rande der Stadt in einer eigens erbauten Siedlung, 1000 km in der Luftlinie von ihrem Heimatdorf entfernt.

Meine Vorsicht und mein Wunsch mir die Verhältnisse in den Städten zuerst einmal anzusehen, hängen mit der Schwierigkeit zusammen, mit der Kolonialgeschichte meiner Partner umzugehen. Was im Dorf nur am Rande sichtbar gewesen ist, charakterisiert und bestimmt das Leben in der Stadt: das wusste ich, bevor ich es selbst gesehen hatte. Statt selbstbestimmter Arbeit für sich und die Gemeinschaft, Lohnarbeit für einen Arbeitgeber, statt schönen und geräumigen, aus Holz- und Wellblechabfällen zusammengeflückte Häuser, statt der prachtvollen Feste, Biergelage. Für mich konnte das Leben der Palimbei-Migranten in Rabaul nur der entblösste Ausdruck kolonialer und neokolonialer Zusammenhänge sein.

Als weisse Ethnologin reihe ich mich ein unter Soldaten, die im Dienste der Kolonialmacht Völker erobern, unter Kolonialbeamte, Missionare, Leute die Geschäfte machen, Ethnologen, die vor mir da waren,

4 Die Ergebnisse meiner Analysen habe ich in meiner Dissertation (Weiss 1981) zusammengefasst.



Palimbei-Frauen in Rabaul (Photo F. Weiss)

und seit kurzem auch unter Touristen. Es hilft mir wenig, dass die Koloniemacher Männer waren; dieselbe Hautfarbe zu haben, aus derselben Gesellschaft zu kommen, wiegen schwerer. Nicht nur ich selbst reihe mich in diese Ahnengalerie ein, auch meine Partner, die Iatmul, tun dies, zumindest so lange, als ich mich wie meine Vorgänger verhalte.

Jeder von uns, mit diesen Widersprüchen konfrontiert, wird auf die Weise damit umgehen, die ihm am meisten zusagt. Unbetroffen werden sie keinen lassen.

Ich will meine Schwierigkeiten an einem augenfälligen Phänomen darstellen: als ich mich in Palimbei niederlasse, ist für mich der koloniale Einfluss in all den industriell hergestellten Gegenständen, die im täglichen Gebrauch ihren Platz gefunden haben, schon äusserlich nicht zu übersehen. Es sind dies Metalltöpfe, Plastiktaschen und vor allem die Kleider. All diese Gegenstände sind einst durch die Weissen eingeführt und an die Stelle selbst produzierter Aequivalente gesetzt worden. Alle

waren sie auch, zumindest zu Beginn, Symbole der Unterdrücker. Den jungen Männern, die sich durch die weissen Anwerber eingeschüchtert, zur Plantagenarbeit entführen liessen, wurden vor ihrer Abfahrt vor versammelter Dorfbevölkerung die Schnüre, die, um ihre Hüften geknüpft, Blätter festhielten, zerschnitten, und Baumwolltücher umgebunden. Heute trägt jedermann der in Hongkong billig produzierten und in den Läden teuer eingekauften Baumwollkleider. Nur an Festen zeigt man sich in einst gewohnter Nacktheit und Bekleidung.

Mich haben diese industriell hergestellten Produkte stets gestört: als Symbole der Unterdrückung und Abhängigkeit, da sie nur gegen Geld gekauft werden können, sie störten mich aber auch ästhetisch. Sie nahmen sich wie Fremdkörper aus, neben all den bis heute selbstproduzierten und täglich verwendeten Gebrauchsgegenständen. Mein Eindruck wurde noch dadurch bestärkt, da die Palimbei ganz achtlos mit ihnen umgingen: Emailleschüsseln waren zerkratzt und von abgesplitterten Stellen übersät, die Kleider oft zerissen und abgenutzt, und die ehemals weissen Stellen vom dunklen Wasser der Seen und Bäche gebräunt.

Das ist weiter nicht erstaunlich, dachte ich mir, denn Textilien waren den Palimbei unbekannt, weshalb sollten sie auch wissen, wie sie zu behandeln sind: zu waschen und zu flicken. Zudem kosten neue Kleider, Faden und Waschmittel Geld, und davon haben sie eh zu wenig.

Treten wir einen Schritt zurück und stellen wir uns die Frage, wie ich die kolonialen Auswirkungen verarbeite. Da ich mich den Palimbei verbunden fühle, machen mich die Spuren meiner Vorgänger betroffen, die sich stets mit Gewalt durchgesetzt haben. In meinen Vorstellungen waren die Palimbei dieser Macht und Gewalt der Weissen hilflos ausgeliefert. Vieles spricht für meine Auffassung: Speere standen Gewehren gegenüber, mit der Einführung der Kopfsteuer wurde Migration unumgänglich, und schliesslich haben administrative Verordnungen und der Einfluss der Mission Kleidung europäischer Art durchgesetzt. Doch lassen wir uns nicht täuschen: meine Betrachtungs-

weise enthält implizit eine gewaltige Unterschätzung der Palimbei, geht sie doch davon aus, dass diesen keine andere Möglichkeit zur Verfügung stand, der Macht und Gewalt der Weissen zu begegnen, als sich ihr zu unterwerfen. Wie aber komme ich dazu die Palimbei, denen ich mich verbunden fühle, zu unterschätzen? Meine Unterschätzung hat eigentlich nichts mit den Palimbei zu tun. Sie hat vielmehr damit zu tun, wie bei uns mit Macht, Abhängigkeit, Gewalt und Autoritäten umgegangen wird. Was uns seit unserer Kindheit als Lösung angeboten wird ist die Unterwerfung. Dass wir uns daran nicht immer halten, ändert wenig: Anpassung wird allemal eher belohnt als Auflehnung.

Die grosse Anziehungskraft meiner Vorstellung, die Palimbei seien dem kolonialen Zugriff hilflos ausgeliefert gewesen, besteht darin, dass sie mir erlaubt, moralisch makellos dazustehen: ich stelle mich auf die Seite der Unterdrückten, denen womöglich helfend unter die Arme gegriffen werden soll, gegen den gemeinsamen Feind, die Machthaber, die Kolonialisten und Neokolonialisten.

Mein verstellter Blick verunmöglichte mir die Frage zu stellen, ob denn die Palimbei mit all den industriell hergestellten Dingen so umgehen wollen, wie wir es tun? Meine Unterschätzung und kulturspezifische Ordentlichkeitserziehung standen mir im Wege. Ich konnte nicht sehen, dass die Palimbei nicht einfach hilflos ausgelieferte Leute sind, sondern auch andere Vorstellungen von Sauberkeit und Ordentlichkeit haben als ich. Es macht ihnen offensichtlich wenig aus, ein zerrissenes Kleidungsstück zu tragen, denn statt ihr Geld für Nadeln und Faden auszugeben, ziehen sie es vor, dafür Tabak zu kaufen.

Es stellt sich grundsätzlich die Frage, inwiefern solche Anpassungen, wie das Tragen von Kleidern, nur oberflächlicher Art sind, ein Schutz: man gibt sich äusserlich zivilisiert und angepasst, so wie die Weissen es wollen, um in Ruhe gelassen zu werden. Zu Beginn meines Aufenthaltes haben die Palimbei die Ankunft der Weissen ausschliesslich positiv dargestellt: "Es ist gut, dass die Kopfjagd verboten worden ist, zum Glück ist auch die Mission gekommen und hat uns gelehrt, was der Un-

terschied zwischen Mensch und Tier ist. Es ist auch gut, dass Ethnologen wie du kommen. Alles, was von den Weissen kam und kommt ist gut." Während die Palimbei mich mit solchen Reden überschütteten, spürte ich keine Geste der Unterwerfung, im Gegenteil. Das Ganze wirkte so, wie wenn sie mir sagen würden: "Florence, beruhige dich, du brauchst keine Angst zu haben, wir schneiden niemandem mehr die Köpfe ab, wir gehen auch nicht mehr nackt umher. Wenn du gekommen bist, um uns zu verändern, vertust du deine Zeit. Wir haben uns längst angepasst und zivilisiert. Lass uns in Ruhe!"

Wenn wir davon ausgehen, dass auch die Palimbei spezifische Interessen und Strategien haben, mit sozialen Widersprüchen umzugehen, können wir den Prozess ihrer Kolonisierung nicht mehr als einseitigen Vorgang betrachten.

Die Abwanderung der Iatmul auf die Plantagen und in die Städte

Am Beispiel der Migration will ich nun aufzeigen, auf welcher unerwarteten Weise sich Interessen und Strategien der Weissen und der Iatmul treffen. Quellen aus der frühen Kolonialzeit geben uns darüber Auskunft, dass sämtliche Versuche, die Iatmul für die Plantagenarbeit zu überreden, vorerst gescheitert sind. In dieser frühen Zeit, waren die Iatmul aber nicht nur nicht bereit ihre Dörfer zu verlassen, sie wollten mit den Weissen überhaupt möglichst wenig zu tun haben. Waren sie noch bereit, deren Wünsche, Gegenstände einzutauschen, zu befriedigen – vielleicht um Schlimmeres zu verhindern – liessen sie es nicht zu, dass die Fremden ihre Dörfer und Häuser betreten. Brücken und Treppen wurden abgerissen und der Zugang zu den Dörfern verheimlicht. Dies war im Jahre 1909. Erst viele Jahre später gelang es, wenige junge Männer für die Arbeit auf den Plantagen zu gewinnen. Nach ihrer Rückkehr aber meldete sich eine grosse Zahl bereits freiwillig. Seither nimmt die Bereitschaft der Iatmul, ihre Dörfer zu verlassen, nur zu.

Wie die Iatmul mit sozialen Spannungen umgehen

Die Iatmul haben eigene Lösungen entwickelt, um mit Spannungen zwischen Gruppen und Individuen umzugehen. Eines der wichtigsten Lösungsmodelle besteht darin, sich vorübergehend zu trennen. Schon kleine Kinder, die mit ihren Eltern oder Geschwistern Streit haben, packen ihre Habseligkeiten zusammen und ziehen zu Verwandten. Haben sich die Spannungen gelegt, kehren sie, oft Wochen später, nachhause zurück⁵. Frauen, die mit ihren Männern Schwierigkeiten haben, gehen in ihren Clan zurück. Männer, vor allem, wenn sie sich von einer Frau zur Heirat gedrängt fühlen, ziehen es vor, für einige Zeit in einem Nachbardorf zu verschwinden. Unabhängig davon, ob nun ein achtjähriges Mädchen sich zu diesem Schritt entschliesst oder eine erwachsene Person, er wird stets als richtig betrachtet.

Abgrenzungen und Zuordnungen zu verschiedenen Gruppen kennzeichnen auch die gesellschaftliche Organisation der Iatmul: der Gruppe der Frauen steht jene der Männer gegenüber, der einen Dorfhälfte eine andere, jeder der 23 Clans versteht sich als besondere Einheit und schliesslich strukturiert sich die gesamte Bevölkerung quer durch alle Clans hindurch in verschiedene Altersgruppen. Besonders während der Adoleszenz wird das Bedürfnis und die Möglichkeit sich abzugrenzen deutlich. Es sind vor allem die jungen Männer, welche den Erwachsenen den Rücken kehren um sich ganz auf ihre eigene Gruppe zurückzuziehen. Die extremste Lösung aber, welche die Iatmul-Gesellschaft bei auftretenden Spannungen vorsieht, ist die Gründung neuer Dörfer. Im Laufe von 200 Jahren haben sich von einem einzigen Dorf sechs weitere abgesplittert. Anlass zu diesen Neugründungen waren immer Streit und soziale Spannungen. Es ist bezeichnend, dass die Beziehungen zwischen dem alten und dem neuen Dorf nach einem vorübergehenden Abbruch wieder aufgenommen werden.

5 Vergleiche Weiss 1981: 345, wo ich ein entsprechendes Beispiel darstelle.

Die Interessen der Weissen, Iatmul für die Plantagenarbeit zu gewinnen, trafen sich mit deren Lösung, sich bei Spannungen vorübergehend zu trennen.

Die frühe Zeit der Kolonisierung

Die Gelegenheit, die Dörfer zu verlassen und auf den Plantagen zu arbeiten, ergriffen in der frühen Zeit der Kolonisierung in erster Linie Adoleszente. Ihre Väter waren darüber wenig erfreut und versuchten sie zurückzuhalten. Wie können wir das Verhalten der Jungen verstehen? Was bewegte sie, sich auf das Wagnis einzulassen, fern von zuhause, in einer unbekannten und unvorstellbaren Welt zu arbeiten und zu leben? Welche Interessen hatten sie, das Dorf zu verlassen?

Die Adoleszenz bei den Iatmul zeichnet sich durch Spannungen zwischen Jungen und Alten aus. Wie bereits festgestellt, besteht eine Lösung, welche die Iatmul-Gesellschaft vorsieht, darin, sich in dieser Zeit möglichst aus dem Wege zu gehen. Die Alten, wenngleich sie sich verbal über die Abkehr ihrer Söhne beklagen, akzeptieren deren Verhalten, denn sie wissen aus eigener Erfahrung, dass sich diese schliesslich mit ihnen identifizieren und die Rolle des erwachsenen, verheirateten Mannes übernehmen werden. Zeichen dieser Bereitschaft vonseiten der Jungen ist die Initiation, in deren Verlauf sie sich in schmerzhafter Prozedur das Muster des Krokodils in den Körper schneiden lassen. Von jetzt an gehören sie zur Gruppe der erwachsenen Männer und nehmen an den zeremoniellen Aktivitäten teil.

Die Unterwerfung der Palimbei unter die Kolonialmacht wurde nicht nur von Männern durchgeführt, sie traf auch in erster Linie die Männer. Die Iatmul, bekannte Kämpfer und Kopffäger waren Besiegte. Ihres Stolzes und ihrer Identität beraubt, reagierten die Alten mit Gereiztheit und Unberechenbarkeit vor allem gegenüber den Jungen, denen sie kein Vorbild mehr sein konnten. Zu den üblichen Spannungen kamen neue hin-

zu. Für die Adoleszenten war das Angebot der Weissen, auf einer Plantage fern von den unzufriedenen und verunsicherten Alten zu sein, eine Möglichkeit, die ihnen gelegen kam. Viele von ihnen glaubten auch, indem sie sich in die Hände der Weissen übergaben, die sich ja als die Stärkeren erwiesen hatten, eine neue Identität zu finden. In den folgenden Jahren hat sich die Situation geändert. Einerseits haben sich die Beziehungen zwischen Alten und Jungen wieder normalisiert, andererseits blieb die Migration nicht nur ein Mittel, den Spannungen im Dorf zu entgehen, sie wurde auch aus ökonomischen Gründen unumgänglich. Dazu beigetragen hat nicht nur die Einführung der Kopfsteuern, sondern auch der neue Lebensstandard.

Die heutige Situation

Bis in die 60-er Jahre setzte sich die Gruppe der Migranten fast ausschliesslich aus jüngeren Männern zusammen, die für einige Jahre, entsprechend ihren Arbeitsverträgen, ausserhalb des Dorfes lebten. Als die expandierende Wirtschaft und der Aufbau des Staatsapparates immer mehr Arbeitskräfte verlangte, wurden die bisher geltenden Bestimmungen geändert: nun war jedermann auch ohne festen Arbeitsvertrag in den Städten zugelassen. Den Männern, die in der Stadt Arbeit gefunden hatten, folgten ihre Frauen und Kinder nach. Erstmals wird Migration für ganze Familien möglich.

Heute setzt sich der feste Kern einer städtischen Palimbei-Siedlung aus Familien zusammen, die dort seit Jahren leben und nicht gedenken, in absehbarer Zeit ins Dorf zurückzukehren. Aus Gesprächen mit ihnen geht hervor, dass sie sich im Dorf nicht mehr wohlfühlten, und dass Streitigkeiten sie veranlassten, in die Stadt zu ziehen.

Die Iatmul-Gesellschaft sieht diese Lösung vor. Statt wie ihre Vorfahren in der Umgebung von Palimbei ein neues Dorf zu gründen, bauten sie eine Siedlung am Rande einer Stadt. Gründeten ihre Vorfahren einst

ein neues Dorf, war damit nicht ein neuer Lebensstil verbunden: die Männer blieben Handwerker, und die Frauen beschafften weiterhin die tägliche Nahrung. Die Kolonisierung und, damit verbunden, die Durchsetzung kapitalistischer Produktions- und Lebensweisen haben neue Widersprüche und Zwänge geschaffen.

In Rabaul habe ich die wichtige Erfahrung gemacht, dass sich meine Erwartung, die Palimbei würden hier in Not und Elend leben, als falsch erwiesen hat. Den Palimbei geht es in Rabaul gut: alle haben Arbeit, niemand hungert und die meisten Kinder gehen in die Schule. Obwohl man hier in Häusern wohnt, die aus Holz- und Wellblechabfällen erbaut sind, und 40 Stunden unter Kontrolle eines Vorgesetzten arbeitet, beklagt sich niemand. Im Gegenteil, man geniesst die Möglichkeiten, welche die Stadt bietet: gute Schulen und Kliniken, Kinos, die Möglichkeit Geld zu verdienen und auszugeben. Ausdruck für ihre Situation war ihr Verhalten mir gegenüber: vier Wochen war ich Gast, die Miete, die ich für meine Unterkunft in der Siedlung zahlen wollte, lehnte man ab. Auch jede Zigarette, die ich, vom Alltag im Dorf gewohnt, meinen Gesprächspartnern anbot, wurde mir abgeschlagen, ich wurde umgekehrt aufgefordert, mich aus dem hingehaltenen Paket zu bedienen.

Die nach Rabaul abgewanderten Palimbei haben sich zusammengeschlossen und eine kompakte, dorfartige Siedlung erbaut. Bis in die Anordnung der Häuser befolgen sie die ursprünglich Clanorganisation des Dorfes. Wie einst zwischen dem Ursprungsdorf und der Neugründung bestehen zwischen Stadt- und Dorfbewohnern enge Beziehungen. Informationen fließen in beiden Richtungen: man weiss genauestens darüber Bescheid, was im Dorf resp. in der Stadt passiert. Dabei benützt man die neuen technischen Möglichkeiten: die Nachricht von der Erkrankung eines Mannes im Dorf erreichte Rabaul innerhalb eines Tages. Von Mund zu Mund gelangte sie bis ins Städtchen Wewak, wo ein Palimbei in einer Bank arbeitet und sie nach Rabaul telefonierte. Besucher kommen und gehen. Auch heute ergreifen vor allem Adoleszente die Möglichkeit für einige Zeit bei Verwandten in der Stadt zu leben. Junge

Männer, die lange Zeit bereits in der Stadt leben, unter ihnen solche mit Mittelschulabschluss, kehren ins Dorf zurück, um sich der Initiation zu unterziehen. Die wichtigsten Hinweise aber für die engen Beziehungen zwischen Stadt und Land sind die Heiraten: geheiratet wird, von wenigen Ausnahmen abgesehen, unter den Palimbei, jenen im Dorf und jenen in den Städten.

Wenngleich die Palimbei von ihrer ursprünglichen Situation her gewohnt sind, auszuwandern und neue dem Geburtsdorf entsprechende Siedlungen zu gründen, um dann mit dem Mutterdorf Beziehungen wieder zu beleben, ergreifen sie jedoch diese Massnahmen heute in völlig veränderten sozialen und ökonomischen Verhältnissen. Es sind die emotionellen Bande, welche die Stadt- und Dorfbevölkerung weiter zusammenhalten; man ist aber auch ökonomisch und finanziell aufeinander angewiesen. Solange nur Staatsangestellte eine Rente erhalten, werden die meisten Alten ins Dorf zurückkehren müssen. Obwohl heute in Rabaul für die dortigen Palimbei keine Arbeitslosigkeit besteht, ist ihre wirtschaftliche Situation keineswegs gesichert. Langfristige Arbeitsverträge und Sozialleistungen sind praktisch unbekannt. Das Interesse für die Verwandten im Dorf, die Besuche, die ausgetauscht werden, die Geschenke und das Geld, das von der Stadt ins Dorf fliessen, sind Vorauszahlungen für den Fall, dass man wieder dorthin zurückkehren wird. Sie sind auch Gegenleistungen für Arbeiten, die Verwandte im Dorf übernehmen: vor allem die Pflege alter Eltern und Geschwister. Wer sich nie um die Verwandten im Dorf gekümmert hat, wird entsprechend behandelt werden, wenn er auf ihre Hilfe angewiesen sein wird.

Die Palimbei, die in städtischen Siedlungen leben, haben ihr Dorf nicht verlassen, weil sie dort gehungert hätten, auch nicht einfach um das Geld für die Kopfsteuern zu beschaffen; das gelingt heute jedem im Dorf selbst. Der importierte Kapitalismus führt auch ohne ländliche Verelendung zur Migration. Es geht aus unseren Ueberlegungen hervor, dass diese Teilung der ursprünglichen Gemeinschaft von Palimbei zwischen Stadt und Dorf nicht nur den Interessen der Weissen, sondern

auch ihren eigenen entspricht. Das ist mit ein Grund, weshalb die Zahl der Migranten aus dem Iatmul-Gebiet so gross ist.

Die Wiederkehr des Rassismus

Die in die Städte abgewanderten Palimbei sind ihrem Bestreben nach Aufsteiger. Im Gegensatz zu den im Dorf zurückgebliebenen haben sie sich mit den Möglichkeiten und Forderungen der neuen sozialen Realität aktiv identifiziert. Sie haben den Zug bestiegen, den wir ihnen bereitgestellt haben. Nur einem von ihnen ist es gelungen, die soziale Leiter hoch hinaufzusteigen. Er ist Verkaufsmanager eines grossen Ladens geworden. Ich traf ihn zufällig auf der Strasse und er lud mich für den Abend zu einem Drink in einem Club ein. Mit seinem neuen Wagen, den ihm seine Firma zur Verfügung stellt, holte er mich in der Siedlung der Palimbei am Rande der Stadt ab. Beim Ein- und Aussteigen hielt er mir die Tür. Er erklärte mir, dass Psychologie beim Verkaufen die wichtigste Rolle spiele. Er erklärte mir auch, weshalb er nicht mehr in der Siedlung mit seinen Verwandten lebt: dies würde seiner Stellung nicht entsprechen, deshalb habe er im Stadtzentrum ein Reihenhaus gemietet. Er schickt seine zwei Kinder in die Schule der Weissen, das kostet eine Menge Geld, lohnt sich aber, denn in Zukunft zählt vor allem eine gute Ausbildung. Ueber seine Besuche im Dorf sprach er wie ein Ethnologe, beschrieb alles von aussen in einer Mischung von Bewunderung und Befremden.

Zuerst kam ich aus dem Staunen nicht heraus, dann bemerkte ich, wie ich mich zu ärgern begann. Ich dachte mir: sieht er denn nicht, welchen Preis er für seinen sozialen Aufstieg bezahlt? Er lebt von den übrigen Palimbei isoliert, ist überarbeitet und nervös und seiner eigenen Kultur entfremdet. Das ist kein Palimbei mehr, und ein Weissler ist er auch nicht. Ich verachtete ihn.

Es trifft, wenn uns ein Spiegel hingehalten wird, in dem wir uns erblicken. Alles, was dieser Mann tat und überlegte, war vernünftig, unterschied sich nicht von Ueberlegungen, die wir auch anstellen. Aerger-ten sie mich, weil sie ein Schwarzer vortrug? Meine Reaktion war aggressiv, ich verachtete ihn. In meiner Verachtung versteckt sich meine Unterschätzung der Schwarzen. Mir fällt nichts anderes ein, als anzunehmen, der Mann wisse nicht, welchen Preis er für seinen sozialen Aufstieg bezahlt. Und selbst wenn er ihn nicht kennt, ist dies ein Grund ihn zu verachten? Wieder hat meine Reaktion nichts mit den Palimbei zu tun. Sie hat einmal damit zu tun, dass mir das überangepasste Verhalten sozialer Aufsteiger auch im eigenen Land zu schaffen macht. Dies ist jedoch nur die Oberfläche. Meine Reaktion hängt vor allem damit zusammen, dass mir dieser Mann in aller Klarheit das Faszinierende, Verführende und zugleich Abstossende unserer Verhältnisse vorgeführt hat. Gerade wir, die gesellschaftskritischen Intellektuellen, sind geneigt unseren Blick in erster Linie auf die abstossende Seite zu richten. Mit diesem Blick geht einher das Gefühl von Ueberlegenheit. Allzu gern geben wir uns der Illusion hin, unsere Verhältnisse nicht nur zu durchschauen, sondern ihnen auch noch gewachsen zu sein. Dieser Palimbei aber wollte ganz ohne Scham und Gewissensbisse an den neugeschaffenen Möglichkeiten teilhaben. Das traf mich. Ich sah, wie sehr auch die Palimbei in das Netz der kapitalistischen Produktions- und Lebensweise verwickelt sind und wie sie selbst zu seiner Expansion beitragen. Das warf ich ihnen vor, solange ich nicht meine eigene Verwicklung erkannt hatte. In meinen Vorstellungen hätten sie den Verführungen des Kapitalismus nicht erliegen sollen.

Zusammenfassung

Die Iatmul haben ihre eigenen Konfliktlösungsmodelle, die auf unerwartete Weise, den Ausbeutungsstrategien der Weissen entgegenkommen. Ihr Modell zeichnet sich dadurch aus, dass sich die Partner im Kon-

flikt vorübergehend trennen, resp. aus dem Wege gehen. Wir treffen dieses Modell auf allen Ebenen des sozialen Systems an: wenn ein kleines Kind Streit mit seiner Mutter hat, verlässt es seine Familie und lebt während Wochen bei Verwandten, bevor es wieder zurückkehrt und seine Pflichten von neuem aufnimmt. Wenn zwischen grösseren Gruppen innerhalb der Dorfgemeinschaft ernsthafte Konflikte zustande kommen, kann es dazu kommen, dass eine von ihnen auswandert und ein eigenes Dorf gründet. Die neue koloniale Situation bietet diesen Konfliktlösungen auf widersprüchliche Weise die Hand.

Literatur

- Amarshi, Azeem, Kenneth Good und Rex Mortimer
1979 Development and Dependency. The political economy of Papua New Guinea. Melbourne/Oxford.
- Fenner, Manfred und Hartmut Dürste
1981 Papua-Neuguinea. Wunder im Kreislauf des Elends? Entwicklung und Zusammenarbeit. Beiträge zur Entwicklungspolitik (Bonn) 5/81:13-15.
- May, R.J., Editor
1977 Change and Movement. Readings on Internal Migration in Papua New Guinea. Canberra, IASER and Australian National University Press.
- Weiss, Florence
1981 Kinder schildern ihren Alltag. Die Stellung des Kindes im ökonomischen System einer Dorfgemeinschaft in Papua New Guinea (Palimbei, Iatmul, Mittelsepik). Basel (Basler Beiträge zur Ethnologie, Band 21).